

# **„St. Pankratius – mittendrin seit 200 Jahren“**

Vortrag zur Finissage am 4. Januar 2015 von Rudolf Bembenneck

## **„Die älteren Geschwister – zum Verhältnis von Juden und Christen“**

Beim großen Brand im Jahr 1809 sind Synagoge und St. Pankratius-Kirche den Flammen zum Opfer gefallen. Das Gotteshaus der jüdischen Gemeinde wurde bereits im Jahr 1811 durch einen Neubau ersetzt. Durch dieses Haus, in dem wir heute versammelt sind und in dem im Jahr 2014 unsere Ausstellung „St. Pankratius – mittendrin seit 200 Jahren“ stattgefunden hat. Im Jahr 2014 - denn der Wiederaufbau der St. Pankratius-Kirche dauerte drei Jahre länger. Er wurde erst im Jahr 1814 vollendet.

Synagoge und Kirche bildeten damals eine Schicksalsgemeinschaft. Das waren und sind sie freilich nicht nur hinsichtlich der Brand- und Stadtgeschichte Burgdorfs, sondern in einem grundsätzlichen und unauflöselichen Sinne.

Am 29. November 2013 hat die Landessynode der Hannoverschen Landeskirche einstimmig beschlossen, folgende Sätze in den Artikel 4 ihrer Verfassung einzufügen. Sie hat sich und uns damit ins Stammbuch geschrieben, dass die Juden als unsere „älteren Geschwister“ zu begreifen und zu achten sind.

**„Die Landeskirche ist durch Gottes Wort und Verheißung mit dem jüdischen Volk verbunden. Sie achtet seine bleibende Erwählung zum Volk und Zeugen Gottes. Im Wissen um die Schuld unserer Kirche gegenüber Juden und Judentum sucht die Landeskirche nach Versöhnung. Sie fördert die Begegnung mit Juden und Judentum.“**

Aber bleiben wir zunächst bei der Synagoge und ihrer Baugeschichte. Es war bereits die dritte Synagoge in unserer Stadt. Die Vorgängerinnen waren ungleich kleiner. Keine besonderen Gebäude, sondern Räume in einem Wohn- und Geschäftshaus, in denen Gottesdienste, Feiern und Schulunterricht stattfinden konnten. Eine Synagoge, ein Bet- und Unterrichtsraum, hat sich schon im ersten Haus einer jüdischen Familie befunden. Wulf Aaron war der erste Jude, der sich in Burgdorf niederlassen durfte. 1689 ist er mit seiner Familie hier her gezogen. Fünf

Jahre später, im Jahr 1694, hat er ein Haus erworben, das sich damals am Rande der Stadt auf dem heutigen Grundstück Ecke Braunschweiger Straße/Knickstraße befand. Im Jahr 1732 wird dort zum ersten Mal eine Synagoge urkundlich erwähnt.

Im Jahr 1764 hat der älteste Sohn aus der zweiten Ehe der Witwe Wulf Aarons, Leffmann Meyer, sein Wohnhaus mit der alten Synagoge abreißen und an der selben Stelle eine neue größere bauen lassen. Inzwischen war die jüdische Gemeinde auf rund fünfzig Personen angewachsen.

Fünfundvierzig Jahre später beim verheerenden Brand von 1809 ist diese zweite Synagoge ein Raub der Flammen geworden. Die jüdische Gemeinde hat damals beschlossen, hier an der Poststraße ein neues Gebäude zu errichten, das als Synagoge dienen sollte. Das Haus konnte in der kleinen Stadt Burgdorf kein reiner Sakralbau sein. Deswegen wurde ein multifunktionales Gebäude errichtet im Stil eines ansehnlichen Bürgerhauses, das als Schule, Gotteshaus und Wohnung des Rabbinen, des jüdischen Lehrers dienen konnte. Dass es sich aber zugleich auch um einen Sakralbau handelte, wurde architektonisch durch zwei Rundbogenfenster in der Hauswand zur Louisenstraße hin demonstriert. Die Fenster verbanden Erdgeschoss und Obergeschoss des Gottesdienstraumes, der in der Höhe über beide Geschosse ging und wo oben auf der Empore der Platz der Frauen war.

Das Gotteshaus - jetzt mitten in der Stadt gelegen - zeugte von gewachsenem Selbstbewusstsein. Die jüdische Gemeinde lebte in Aufbruchsstimmung. Zum ersten Mal waren Jüdinnen und Juden gleichberechtigte Bürgerinnen und Bürger. Nachdem Napoleon 1810 Hannover dem Königreich Westfalen zugeschlagen hatte, galten die napoleonischen Gesetze auch in Burgdorf. Und der Vorsteher der Synagogengemeinde, Leffman Meyer, Sohn des gleichnamigen Synagogenbauers des Jahres 1764, wurde Munizipalrat der Stadt, weil er französisch sprechen konnte.

Freilich war es mit der Gleichberechtigung bald wieder vorbei. Als Napoleon besiegt worden war und das Königreich Hannover entstand, wurden die jüdischen Landsleute erneut in den Status von „Schutzjuden“ versetzt. Die Gewerbefreiheit war wieder eingeschränkt und auch die Freiheit, den Wohnort zu wählen, und es musste wieder die Sondersteuer, das „Schutzgeld“ an den Landesherrn gezahlt werden.

Die Gotteshäuser, Kirche und Synagoge, waren nach dem Wiederaufbau einander räumlich um etwa 500 Meter näher gekommen. Jetzt lagen sie

in Sichtweite wenige Schritte von einander entfernt. In beiden Gotteshäusern wurden die selben Worte aus dem Psalter, dem Gebetbuch der Bibel, gesprochen, gebetet, gesungen. Ob diese inhaltliche Nähe beiden Gottesdienstgemeinden wohl bewusst gewesen sein mag?

In der Burgdorfer Bürgergesellschaft hatte es wenige Jahre vorher ein höchst ungewöhnliches Ereignis gegeben, das davon zeugt, wie sehr jüdische Familien inzwischen in der Stadt dazu gehörten und angesehen waren. Das war im Jahr 1796, also bereits vor der kurzen Zeit ihrer Gleichberechtigung, während der Hannover dem Königreich Westfalen eingegliedert war.

Superintendent Grupe und 46 Burgdorfer Bürger verwenden sich im Jahr 1796 für eine Jüdin und ihren kranken Sohn, die seit 30 Jahren in der Stadt „illegal“ mit stillschweigender Duldung des Amtes Burgdorf gelebt hatten, nun aber entdeckt worden waren und nach der geltenden Rechtslage mitten im Winter abgeschoben werden sollten. Diese Petition war mehr als ungewöhnlich. Für die damalige Zeit geradezu eine Sensation. Gewissermaßen eine Bürgerbewegung, „Pro-Asyl“ am Ende des 18. Jahrhunderts. Und zwar eine imponierend große Bürgerbewegung. 46 Haushaltungsvorstände in jener Zeit bedeuten verglichen mit der damaligen Zahl der Häuser und Einwohner, dass etwa 20 Prozent der Einwohnerschaft sich für die Familie Rachmühl eingesetzt haben. Auf die heute in der Kernstadt lebenden Burgdorferinnen und Burgdorfer umgerechnet wären das rund 4.000 Unterschriften. Die Petition hat Erfolg. Genendel Rachmühl und ihr Sohn Jacob werden nicht abgeschoben. Ihnen wird aus humanitären Gründen Bleiberecht gewährt, obwohl sie keinen Schutzbrief des Regenten erhalten hatten und nach der Rechtslage auch nicht erhalten konnten.

Dieses bemerkens- und begrüßenswerte Ereignis ist freilich nicht kennzeichnend für die vorangehende Zeit und auch nicht für die folgenden 150 Jahre. Wenn Christen und Christinnen sich für die jüdische Minderheit eingesetzt haben, dann waren das in der Geschichte Europas jeweils singuläre Ereignisse.

In Burgdorf trafen die ersten jüdischen Familien auf eine geschlossen christliche Gesellschaft. Auf eine Einheit von Kirche, Gesellschaft und Bürgerschaft. Das hatte konkrete Folgerungen. Juden gehörten zur Bürgerschaft, aber nicht im vollen Sinne. Sie belegten gewissermaßen jeweils den Platz einer christlichen Familie. Und deswegen hatten die jüdischen Familien an den Burgdorfer Superintendenten so genannte Stolgebühren pauschal zu entrichten. Also die Gebühren, die dem

Superintendenten für die kirchlichen Amtshandlungen wie Taufen, Trauungen und Beerdigungen zustanden, bei denen er die Stola trug, und von denen er zum Teil seinen Lebensunterhalt bestreiten musste. Diese Regelung erscheint uns seltsam, denn die kirchlichen Handlungen konnten und wollten die jüdischen Bürgerinnen und Bürger ja gar nicht in Anspruch nehmen. Aber wenn in den Häusern, die sie bewohnten, christliche Familien gelebt hätten, dann wären bei den entsprechenden Anlässen dem Superintendenten Stolgebühren zugeflossen. Das war die Logik dieser Regelung, die bis zum Jahr 1851 in Hannover galt.

In Burgdorf trafen die ersten jüdischen Familien freilich noch in einem ganz anderen Sinne auf eine geschlossene christliche Gesellschaft. Auf eine Gesellschaft nämlich, die sich ihnen gegenüber haushoch überlegen fühlte und sich entsprechend verhielt. Ein religiöses Überlegenheitsbewusstsein, in dem seit anderthalb Jahrtausenden die bleibende Verwurzelung des christlichen Glaubens im Judentum immer stärker verdrängt und verleugnet worden war. Ein Selbstbewusstsein, das die Christenheit als legitime Erbin des Glaubens Israels und aller Verheißungen Gottes verstand.

Es war für die Christenheit ein ständiges Ärgernis, dass es durch die Zeiten hindurch eine Gemeinschaft gab, die Synagoge, die sich auf den ursprünglichen Glauben Israels berief und als Erbin der Verheißungen Gottes verstand. Die Juden, die älteren Geschwister, waren nicht nur ein Ärgernis für die Christenheit, sondern sie stellten durch ihre bloße Existenz die Glaubensgewissheit der Christen in Frage. Israel hatte ja rund Tausend Jahre früher die Thora, die Weisung Gottes, empfangen und seitdem bewahrt.

Die Tatsache, dass Israel in seiner überwältigenden Mehrheit den Glauben der Kirche nicht annahm, wirkte in der Christenheit wie ein stiller Zweifel an der eigenen Gewissheit. Die dadurch angefochtene Selbstgewissheit wurde nun je länger je mehr auf dem Wege der Negation, der Verneinung, der Ausgrenzung, der Verachtung der Juden gefestigt. Die Kirche versuchte die eigene Position zu festigen, indem sie sich als Alleinerbin bezeichnete und die jüdische Gemeinde als enterbt und von Gott verstoßen bezeichnete.

Ernst Pinchas Blumenthal, Adoptivsohn des letzten Burgdorfer Rabbis, Autor des Buches „Die gläserne Wand“ hat bereits als Junge empfunden, dass die Kirche für sich in Anspruch nahm, was doch zuerst Israel, was zuerst der Synagoge gehören sollte. Er schreibt auf Seite 17 seines Buches: „Die Kirche, das war das Anderssein, die Orgel, der Pastor, der Superintendent, der Sonntag. Sie war fremd in ihrer Größe,

in ihrem Gegensatz zu der vertrauten, prunklosen Synagoge. Und sie war auch irgendwie nicht ganz ehrlich, denn über der Tür, die dem Denkmal gegenüber lag, war sie mit einem goldenen Spruche geschmückt, den der Knabe schon mit sechs Jahren zusammenbuchstabiert und dann auswendig gelernt hatte: VERBUM DOMINI MANET IN AETERNUM. Jesaja 40,8. (Das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit) Und diese Worte, deren Sinn ihm der Vater erklärt hatte, gehörten doch eigentlich zur Synagoge, hätten wenigstens als von ihr entlehnt bezeichnet werden sollen.“

Wie sehr der christliche Glaube seine Inhalte dem Glauben Israels „entlehnt“ hat, das macht ein etwas genauerer Blick in die Bibel und auf die geschichtliche Entwicklung klar: Juden und Christen sind Verwandte, Glaubensverwandte.

Wie stark der christliche Glaube im Glauben Israels verwurzelt ist, lässt sich an der engen Verknüpfung von Neuem Testament und Psalter zeigen. Das gilt zunächst ganz einfach statistisch. Von den 150 Psalmen werden im Neuen Testament 104 ausdrücklich zitiert. Hinzu zu rechnen wäre noch die mehrfache Zitierung einzelner beliebter Psalmworte. Wenn man diese Zitate streichen würde, wären viele Abschnitte des Neuen Testaments unverständlich. Wenn auch noch die übrigen Zitate aus dem ersten Testament, also aus der hebräischen Bibel, die wir Christen Altes Testament nennen, gestrichen würden, bliebe ein verwirrender in sich sinnloser Text zurück.

Von größerem Gewicht ist eine inhaltliche Feststellung: Der christliche Glaube ist so stark im Glauben Israels verwurzelt, dass er ohne Rückbezug auf die Inhalte der hebräischen Bibel nicht beschrieben und verstanden werden kann. Die Verkündigung Jesu setzt die Botschaft der Thora, also der fünf Bücher Mose, die Botschaft der Propheten und der übrigen Schriften, zu denen die Psalmen gerechnet werden, voraus und bezieht sich vielfach darauf. Ja Jesus sagt klar und pointiert: „Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin, das Gesetz (damit meint er die Thora) oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Denn wahrlich, ich sage euch: Bis Himmel und Erde vergehen, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe noch ein Tüpfelchen vom Gesetz (von der Thora also), bis es alles geschieht.“ (Matthäus 5, 17f.)

Das Neue Testament setzt das Alte Testament, die hebräische Bibel, voraus. Das Alte Testament gehört deswegen notwendigerweise zum Kanon der Schriften, auf die sich die christliche Kirche beruft und stützt. Im Neuen Testament werden wichtige Themen des Glaubens entweder

nur gestreift, oder gar nicht thematisiert. Sie werden, weil in der hebräischen Bibel bereits behandelt, als bekannt vorausgesetzt.

Das gilt zum Beispiel für das Thema Weltschöpfung und Weltverantwortung des Menschen. „Gott nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn bebaue und bewahre.“ (1. Mose 3,15)

Das gilt für das Verständnis des Menschen als Gegenüber Gottes. Als das Wesen, das durch den Ruf Gottes als Person konstituiert wird und dadurch eine unverlierbare Würde gewinnt. „Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.“ (1. Mose 1, 27) „Was ist der Mensch, dass du, Gott, seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst.“ (Psalm 8, 5)

Dass Gott eine barmherzige Macht ist und bleibt allen gegenläufigen Erfahrungen zum Trotz und allen Anfechtungen und Zweifeln unserer Herzen zum Trotz, das ist Kern des Neuen Testaments. Das ist ebenso stark im Alten Testament bezeugt: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht Gott, dein Erbarmer.“ (Jesaja 54, 10)

Christen und Christinnen haben diese Zusage auf sich bezogen. Sie hat aber zuerst und vor allem Israel gegolten und sie gilt weiterhin Israel. Jesus hat uns in die Verheißungsgeschichte Gottes mit seinem Volk einbezogen. Deswegen dürfen auch wir auf solche Verheißungen im Alten Testament vertrauen. Doch fatal wurde diese Zuversicht, als sie sich mit der Überzeugung verband, dass Israel nicht mehr unter dieser und all den anderen Verheißungen stehe und dass die Kirche an die Stelle Israels getreten sei.

Um das Besondere des christlichen Glaubens zu betonen, wurden Gegensätze zum jüdischen Glauben konstruiert, die einer Nachprüfung nicht standhalten können. So ist zum Beispiel für lutherische Theologie die Unterscheidung von Gesetz und Evangelium, existentiell gesprochen die Unterscheidung von „ich soll“ und „ich darf“, grundlegend wichtig. Unter der Hand wurde dann das Gesetz im Alten Testament verortet und so dem Judentum zugerechnet und das Evangelium im Neuen Testament verortet und dem Christentum gutgeschrieben. Rudolf Bultmann, einer der bedeutendsten deutschen Neutestamentler im 20. Jahrhundert, nennt als Hauptdifferenz: Das Alte Testament ist „Sein unter dem Gesetz“, das Neue Testament hingegen „Sein unter der Gnade“. In Wirklichkeit aber ist die Dialektik von Gesetz und Evangelium, von Forderung und Freiheit, von Recht und Gnade, von Sollen und



Dürfen in beiden Teilen unserer Bibel zu finden. Das kann auch gar nicht anders sein, weil die Spannung von Sollen und Dürfen für menschliche Existenz elementar ist.

Von herausragender Bedeutung ist, dass wie im Neuen Testament so auch schon in der hebräischen Bibel das Evangelium an erster Stelle steht und die Gebote als Spielregeln der Freiheit folgen. Die Befreiung aus der Sklaverei in Ägypten ist das grundlegende Urerlebnis für den Glauben Israels. Dem Dekalog, den zehn Geboten, wird darum die Erinnerung an die Befreiung vorangestellt: „Ich bin der HERR, dein Gott, der dich aus Ägyptenland geführt hat, aus der Knechtschaft.“ Und dann folgt zehn Mal „Du sollst“, „Du sollst nicht“. „Du wirst“. „Du wirst nicht“. Evangelium und Gesetz, in dieser Reihenfolge, aber Evangelium, die „Freiheitserfahrung“, zuerst und grundlegend.

Völlig irrig ist die weit verbreitete Auffassung, das Judentum folge einer angeblich typisch alttestamentlichen Ethik der Vergeltung und Rache, während das Christentum im Anschluss an die Lehre Jesu eine Ethik der Liebe vertrete. Viele Christinnen und Christen waren und sind der Ansicht, das Gebot der Nächstenliebe und erst recht das Gebot der Feindesliebe sei nur im Neuen Testament zu finden. Im Alten Testament gehe es dagegen um strickte Gerechtigkeit, ja um Rache. Aber dort ist zu lesen: „Hungert deinen Feind, so speise ihn mit Brot, dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser.“ (Sprüche 25, 21) Oder: „Wenn du dem Rind oder Esel deines Feindes begegnest, die sich verirrt haben, so sollst du sie ihm wieder zuführen. Wenn du den Esel deines Widersachers unter seiner Last liegen siehst, so lass ihn ja nicht im Stich, sondern hilf mit ihm zusammen dem Tiere auf.“ (2. Mose, 23, 4) Diese konkreten Beispiele hatte Jesus im Ohr, als er in der Bergpredigt ausrief: „Liebet eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen.“ (Matthäus 5, 44)

Jesus versteht sich als Jude. Er sieht sich in der Mitte der jüdischen Tradition verankert. Das Glaubensbekenntnis Israels ist sein Credo. Als Jesus gefragt wird, welches das zentrale Gebot, welches das höchste aller Gebote sei, da antwortet er nicht mit eigenen Worten, sondern mit Zitaten aus dem Alten Testament: „Höre, Israel, der HERR, unser Gott, ist der HERR allein, und du sollst den HERRN, deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und von allen deinen Kräften“ (5. Mose 6, 4f) Das andere ist dies: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ (3. Mose 19, 18) Es ist kein anderes Gebot größer als diese."

Das Gebot der Nächstenliebe und der Selbstliebe, das wir Christinnen und Christen als Wort Jesu im Ohr haben, das wir zu Recht als

Bündelung aller Gebote deuten und für uns als befreiend und bindend zugleich verstehen, es ist ein Zitat aus der hebräischen Bibel.

Jesus identifiziert sich mit der zentralen Botschaft der Thora, indem er seine Antwort beginnt mit dem „Schma Israel“, mit dem Glaubensbekenntnis Israels: „Höre, Israel, der HERR ist unser Gott, der HERR allein.“ Wenn ein jüdisches Kind geboren wird, flüstert man ihm diesen Satz ins Ohr. Das ist das Erste, was es hören soll, die grundlegend wichtige Botschaft. Das ist der letzte Satz, den ein gläubiger Jude im Sterben murmeln möchte. An erster Stelle steht die Zusage Gottes. Ich bin euer Gott und ich will und werde für euch da sein. Danach folgen seine Weisungen für ein gelingendes, für ein humanes Leben, die Gebote. Das Ja Gottes befreit zur Selbstbejahung und zur Bejahung der anderen. Die Liebe Gottes befreit zur Selbstliebe und zur Nächstenliebe.

„Der Glaube Jesu verbindet uns“, hat der jüdische Philosoph Schalom Ben-Chorin gesagt. Und er fuhr fort: „Der Glaube an Jesus trennt uns.“ Damit trifft er den Kern. Wir Christen sehen in dem Juden Jesus aus Nazareth wie in einem Brennglas gebündelt die wesentlichen Linien, Verheißungen und Hoffnungen, von denen die hebräische Bibel, das Alte Testament, durchzogen ist und die im Neuen Testament aufgenommen und fortgeführt werden. Wir glauben in den Worten, im Leben und Sterben Jesu die Gegenwart Gottes selbst zu spüren. In seinen Worten die Stimme Gottes zu hören, in seinem Schicksal die Nähe Gottes zu erleben. Unser Glaube, unser Existenzverständnis, unsere Hoffnung hat in ihm seinen Grund. Darum nennen wir ihn Christus, auf Hebräisch Messias.

Das Kreuz Jesu Christi ist für uns das Symbol der umfassenden und abgrundtiefen Liebe Gottes. Es verbindet zeichenhaft vertikal Gott und Mensch, Ewigkeit und Zeit, Himmel und Erde, horizontal Mensch und Mensch, Mensch und Natur, Völker und Kulturen.

Es gehört zu den schrecklichsten und verhängnisvollsten Tragödien der Geschichte, dass jüdische Menschen Jahrhunderte lang das Kreuz als Symbol der Erniedrigung und der Verfolgung erleben mussten. Unter diesem Zeichen sind sie ausgegrenzt, diffamiert, vertrieben und ermordet worden.

Die älteren Geschwister wurden als lästig und geradezu „erbunwürdig“ angesehen. Die kirchliche Sicht auf sie lässt sich etwa so zusammenfassen: Die Kirche ist das wahre Israel, sie ist die legitime Erbin der Verheißungen Gottes. Sie ist an die Stelle Israels getreten. Das jüdische Volk hat religiös gesehen eine illegitime Existenz, es ist von



Blindheit und Widersetzlichkeit gekennzeichnet. Seine Existenzberechtigung besteht nur noch darin, das lebendige Beispiel zu sein für das Gerichtshandeln Gottes und eine Mahnung für die Christen.

Diese Einstellung ist durch die Kirchengeschichte hin belegbar. Um nur einige Stimmen als Beispiele zu hören:

Bischof Melito von Sardes schreibt bereits im zweiten Jahrhundert über den angeblichen „Gottesmord“ der Juden, indem er die jüdische Gemeinde anredet: „Den Herrn hast du zugrunde gerichtet. Gründlich bist du zugrunde gerichtet worden. Und jetzt liegst du tot danieder.“ Damit spielt er auf die Zerstörung Jerusalems im Jahr 70 an und auf die Zerstreuung des jüdischen Volkes.

Bischof Ambrosius von Mailand nennt die Synagoge im Jahr 388 „Ort des Unglaubens, Heimstatt der Gottlosigkeit, Schlupfwinkel des Wahnsinns, Satansburg“.

Was Martin Luther in seinen Schriften aus dem Jahr 1543 sagt, besonders in der Schrift „Von den Juden und ihren Lügen“, das ist erschreckend und beschämend. Es liest sich weithin wie eine Anweisung für das, was in der Nazizeit geschehen ist. „Dass man ihre Synagogen oder Schulen mit Feuer anstecke, dass man ihnen den Talmud und ihre Gebetsbücher nehme, dass man den Juden das Geleit auf der Strasse ganz und gar aufhebe“, sie also für vogelfrei erklären soll. Am schrecklichsten die eingestreute Begründung „Und solches soll man tun, um unseren Herrn der Christenheit zu ehren.“

Selbst Adolf Hitler hat in seinem Buch „Mein Kampf“ aus dem Jahr 1925 eine quasi theologische Begründung für seine Judenfeindschaft gegeben: „So glaube ich heute im Sinne des allmächtigen Schöpfers zu handeln: Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn.“

Friedrich Daniel Schleiermacher, der bedeutendste protestantische Theologe zu Beginn des 19. Jahrhunderts urteilt in seinem Werk „Über die Religion“: Das Judentum sei schon lange eine tote Religion, und diejenigen, „welche jetzt noch seine Farben tragen, sitzen eigentlich klagend bei der unverweslichen Mumie, und weinen über sein Hinscheiden und seine traurige Verlassenheit“.

Kardinal Faulhaber in München 1933: „Israel ist aus dem Dienst der Offenbarung entlassen. Sie hatten den gesalbten des Herrn verleugnet und verworfen, zur Stadt hinausgeführt und ans Kreuz geschlagen. Die

Tochter Zion erhielt den Scheidebrief, und seitdem wandert der ewige Ahasver ruhelos über die Erde.“

Rudolf Bultmann 1954. „Israel war das erwählte Volk Gottes. Aber die Erwählung schwebte gleichsam immer nur als Bestimmung und Verheißung über ihm und vor ihm. ...Israel als ganzes aber ist wegen seiner Verwerfung Jesu selber verworfen worden. Die christliche Gemeinde ist das wahre Volk Gottes.“

Bultmann, einer der einflussreichsten protestantischen Theologen im vergangenen Jahrhundert, war ein entschiedener Gegner der Ideologie des Nationalsozialismus. Er hat sich in einem Gutachten gegen die Einführung des Arier-Paragraphen in der Kirche eingesetzt. Aber im Blick auf Israel bleibt er auch noch im Jahr 1954 dem alten Klischee von der Enterbung Israels und der Beerbung durch die Kirche verhaftet.

Da wo Juden und Christen sich nahe kamen, ist zwischen den einzelnen Menschen freilich auch immer wieder einmal der Hochmut gewichen, Respekt gewachsen und sogar Freundschaft entstanden. Dafür gibt es ein Burgdorfer Beispiel: Pastor Brandes, der Jahrzehnte lang an St. Pankratius gewirkt hat, war im internationalen Tierschutzbund aktiv. Er war mit Rabbi Meyer Löwenstein, dem jüdischen Lehrer, Adoptiv-Vater von Ernst Pinchas Blumenthal, befreundet. Die Beiden liebten es, an der Aue spazieren zu gehen und sich über Gott und die Welt und über die biblische Begründung des Tierschutzes zu unterhalten. Was werden die Burgdorfer Gemeindeglieder gedacht haben, wenn sie das sahen? Meyer Löwenstein war auch mit Schwester Anna, der Leiterin des Armenhauses, befreundet, jede Woche brachte er ihr Matzen für ihre Pfleglinge, die ja damals von Almosen leben mussten. Und als technisch begabter Rabbi und Lehrer reparierte er regelmäßig die marode elektrische Leitung des Armenhauses.

Aber das waren seltene Ausnahmen. Generell wurde das Denken und Verhalten der Christenheit mehr als anderthalb Jahrtausende lang von Überheblichkeit geprägt und von Herabsetzung der Juden.

Dieser Hochmut hat im Laufe der Geschichte schreckliche Folgen für unendlich viele jüdische Menschen gezeitigt. Und er vergiftete den Glauben der Christen. Eine Selbstgewissheit, die ihre Überzeugung nur unter Herabsetzung, Diskriminierung und Verneinung anderer und unter Verdrängung des eigenen Ursprungs ausdrücken kann, ist in der Tiefe von der Wahrheit der eigenen Sache nicht überzeugt. Ein Glaube, der durch Herabsetzung, Diskriminierung und Verneinung anderer sein Selbstbewusstsein gewinnt, ist in Wahrheit krank. Es geht also bei einer

Neubesinnung auf das Verhältnis zum Judentum auch um einen Gesundungsprozess der Christenheit.

Es hat lange gedauert, bis sich in unserer Kirche eine neue Sicht und ein verändertes Denken Bahn brechen konnte. Im November 1995 hat die Landessynode in einem Beschluss gesagt: „Gott hat seinen Bund mit Israel nicht gekündigt und sein Volk nicht verworfen, seine Erwählung bleibt bestehen.“ Das ist ein eindeutiges Nein zu jener verhängnisvollen Enterbungslehre.

Dieses Nein ist freilich nicht neu. Es ist in aller Deutlichkeit bereits vom Apostel Paulus ausgesprochen worden, aber Jahrhunderte lang überlesen oder nicht wahrgenommen wurden. Paulus im Römerbrief am Anfang von Kapitel 11: „Hat denn Gott sein Volk verstoßen? Das sei ferne! Gott hat sein Volk nicht verstoßen, das er zuvor erwählt hat.“ Und später: „Denn Gottes Gaben und Berufung können ihn nicht gereuen.“ Und er redet dabei ausdrücklich von den jüdischen Menschen, die Jesus nicht für den Messias halten.

Die Erklärung der Synode von 1995 beginnt mit den Sätzen: „Wir beklagen die Schuld unserer Kirche an den Juden. Die Fehler und Versäumnisse belasten bis heute die Glaubwürdigkeit unseres Zeugnisses. Sie verpflichten uns, unsere Beziehungen zu Juden und zum Judentum neu zu bedenken und zu gestalten.“

Im Jahr 2013 nun ist zu einer Verfassungsänderung gekommen. Sie beginnt mit einer Anfügung in Artikel 1 Absatz 2 der Kirchenverfassung:

**„Zeugnis, Mission und Dienst erfolgen in Gemeinschaft mit anderen christlichen Kirchen und im Zeichen der Treue Gottes zum jüdischen Volk.“**

Und sie mündet ein in einen zusätzlichen Absatz in Artikel 4, den ich eingangs zitiert habe:

**„Die Landeskirche ist durch Gottes Wort und Verheißung mit dem jüdischen Volk verbunden. Sie achtet seine bleibende Erwählung zum Volk und Zeugen Gottes. Im Wissen um die Schuld unserer Kirche gegenüber Juden und Judentum sucht die Landeskirche nach Versöhnung. Sie fördert die Begegnung mit Juden und Judentum.“**

Der Weg zu diesen Aussagen war lang und beschwerlich, weil sich gegen eine kritische Selbstbesinnung Widerstände zeigten. Das war und bleibt ein notwendiger aber auch schmerzhafter Prozess. Ein

eindrucksvolles und bitter-demütiges Gebet von Papst Johannes XXIII. lässt erkennen, um welche Tiefendimensionen es dabei gegangen ist:

„Wir erkennen an, dass viele Jahrhunderte der Blindheit unsere Augen bedeckt haben, dass wir die Schönheit deines auserwählten Volkes nicht mehr sahen und in seinem Gesicht nicht mehr die Züge unseres erstgeborenen Bruders wieder erkannten. Wir erkennen, dass das Kainszeichen auf unserer Stirne steht. Im Laufe der Jahrhunderte hat unser Bruder Abel in dem Blute gelegen, das wir vergossen, und er hat Tränen geweint, die wir verursacht haben, weil wir Deine Liebe vergaßen. Vergib uns die Verfluchung, die wir zu Unrecht aussprachen über dem Namen der Juden. Vergib uns, dass wir Dich in ihrem Fluche zum zweiten Male kreuzigten, denn wir wussten nicht, was wir taten.“

Heute können, heute müssen wir wissen, was wir tun, wenn wir anders Denkende, anders Glaubende, anders Lebende, anders Empfindende, anders Geprägte verachten oder herabwürdigen und ausgrenzen. Heute können, heute müssen wir wissen, was wir unterlassen, wenn wir nicht für das Recht der anderen, besonders der Minderheiten, eintreten, wenn wir nicht diskriminierenden Tendenzen widersprechen und widerstehen.

Bei unserer Einstellung und unserem Verhalten gegenüber dem Judentum geht es um nicht weniger als um unsere Identität, um die Stimmigkeit unseres christlichen Glaubens: Zur Identität unseres Glaubens gehört unerlässlich, dass wir uns seiner Herkunft aus dem Judentum und seiner Verwurzelung im Judentum bewusst sind – und Unterscheidendes fair benennen können. „Der Glaube Jesu verbindet uns. Der Glaube an Jesus trennt uns.“ Diese Faustformel von Schalom Ben-Chorin bringt holzschnittartig das Verhältnis von Judentum und Christentum auf den Punkt. Und dieser grundsätzliche Unterschied bleibt bestehen – und ist von Juden und Christen auszuhalten.

Einen überraschenden Gedanken hat der jüdische Theologe und Neutestamentler Pinchas Lapide ins Gespräch gebracht. Er fragt, ob die unterschiedlichen Sichtweisen wirklich und notwendigerweise miteinander in Widerspruch stehen müssen. Zitat: „Jesus war nicht der Messias Israels und ist dennoch zum Heiden-Heiland geworden. Ich sehe darin keinen notwendigen Widerspruch ... - es sei denn, wir bestehen weiterhin darauf, Gott und sein Heilshandeln in ein engstirniges Schwarz-Weiß-Schema hinein zu pferchen, das nur ein einziges, klein kariertes Entweder-Oder kennt. Warum trauen wir dem Schöpfer allen Lebens nicht mehr Phantasie zu? Kann er, der das Schilfmeer teilte, um ganz Israel zu erretten, nicht einen Rabbi aus Galiläa zum Heiland der Heiden berufen?“ Also zum „Messias der

Völker“. Denn das griechische Wort, das Luther mit „Heiden“ missverständlich übersetzt, meint die gesamte nichtjüdische Völkerwelt, es beinhaltet kein Werturteil.

Weg vom klein karierten Denken und Zutrauen zur Phantasie Gottes, das könnte Offenheit in der Begegnung von Juden und Christen fördern. Auch in der Begegnung von Juden, Christen und Muslimen und in Begegnungen zwischen Ethnien und Kulturen.

Zur Identität unsres Glaubens muss es schließlich gehören, dass wir ihn beschreiben und leben können, ohne Juden und andere als dunkles Gegenbild zu benötigen, ohne sie und andere zu diskriminieren, herabzusetzen oder in ihrem Glauben zu verletzen. Zur Identität unseres Glaubens sollte es gehören, dass wir ihn Auge in Auge mit Juden, also ohne jede Spur von Überheblichkeit, ausdrücken können.

Das gilt entsprechend gegenüber den Gläubigen aller Religionen, selbstverständlich auch gegenüber den Menschen, die sich als nichtreligiös verstehen. Es wird ein langer, ein vielleicht nie endender, ein immer neu anzugehender Prozess erforderlich sein, damit und bis wir, Menschen verschiedener Religion, unterschiedlicher Kultur, Herkunft, Sprache, Hautfarbe, Lebensart oder Nation, uns wechselseitig zu achten und zu respektieren lernen.

Die Nachrichten aus vielen Teilen der Welt führen uns nahezu täglich vor Augen, wie weit wir als Weltgemeinschaft davon entfernt sind. Und ein Blick in unser Land macht beklemmend deutlich, wie stark Fremdenfeindlichkeit, Antisemitismus und Islamophobie das Denken und Verhalten allzu vieler prägen.

In den unterschiedlichen Varianten des Antisemitismus wirkte sich stets ein psychologisches Grundmuster aus. Das eigene Selbstwertgefühl wurde gestärkt, indem jüdische Menschen herabgesetzt, diskriminiert und ausgegrenzt wurden. Jene Selbstbejahung durch Verneinung anderer, die sich bereits in der Enterbungslehre der Kirche gezeigt hat, sie wiederholte sich im Antisemitismus des Mittelalters wie der Neuzeit. Sie kulminierte im Rassewahn des Nationalsozialismus.

In der Tiefe speist sich diese Ablehnung aus Zweifeln am eigenen Selbstwert. Dieser Selbstzweifel verbirgt sich hinter einem maßlos übersteigerten Selbstbewusstsein, das als Selbstsuggestion die eigene Seele vergiftet. Die Ursache der eigenen Misere wird ausschließlich bei anderen gesucht, die als Sündenböcke herhalten müssen.

Dieses psychologische Muster liegt auch den fremdenfeindlichen und antisemitischen Tendenzen in unserer heutigen Gesellschaft zugrunde. Sollte Bert Brecht Recht haben mit der Schlusszeile in seinem Theaterstück „Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui“? wenn er mahndend zu bedenken gib „Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch“.

Ein „unverkrampftes Selbstbewusstsein“ hat Roman Herzog bei seinem Amtsantritt als Bundespräsident sich selbst und allen deutschen Bürgerinnen und Bürgern gewünscht. Es ist allen Menschen auf diesem Erdball zu wünschen. Ein unverkrampftes Selbstbewusstsein, das es nicht nötig hat, sich über andere zu erheben.

„St. Pankratius - mittendrin seit 200 Jahren“, lautete die Losung des Pankratius-Jubiläumsjahres. Das höre ich als Ausdruck eines angemessenen und unverkrampften Selbstverständnisses und Selbstbewusstseins. Selbsterhöhung oder gar Selbstüberhöhung sind da ausgeschlossen. Es klingt nach Miteinander, nach Begegnung auf Augenhöhe, nach Kommunikationsbereitschaft, nach Einsatz- und Hilfsbereitschaft, nach Verantwortungsbereitschaft

Um der ihr anvertrauten Botschaft willen kann die Kirche, kann St. Pankratius, gar nicht anders, als auch in Zukunft mit und in der Bürgergesellschaft zu wirken und mit der Stadt und für sie zu leben. Eben „Mittendrin“.